

(Nachdruck verboten.)

29)

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Esther zögerte einen Augenblick; die Frau gefiel ihr nicht recht.

Aber die Frau änderte jetzt ihren Ton ein wenig.

„Ich kann mir doch denken,“ sagte sie, „daß Sie wollen, daß Ihr Kind gute Milch bekommt und nicht etwa die Ueberreste aus umherstehenden Flaschen, nicht wahr?“

„Ich will mein Kind gut gepflegt haben und will es alle drei Wochen sehen.“

„Was? Glauben Sie also, daß ich das Kind dorthin bringen soll, wo Ihre Herrschaft wohnt, und die Fahrt dahin bezahle, und das alles für fünf Schilling die Woche? Das ist unmöglich.“

Esther antwortete nicht.

„Verheiratet sind Sie natürlich nicht?“ fragte Mrs. Spires plötzlich.

„Nein, ich bin nicht verheiratet; aber was hat das damit zu thun?“

„Ach nichts, nichts; bloß gerade von Ihrer Sorte giebt's so viele! Können Sie nicht vielleicht den Vater rankriegen, daß er auch was mitbezahlt?“

Es entstand eine Pause in der Unterhaltung; Esther zögerte noch immer. Sie sah sich mißtrauisch um, und die Frau, die den Blick bemerkte, sagte:

„Ihr Baby wird hier aber sehr gut versorgt werden; 'ne schöne, warme Küche hab' ich und für den Augenblick keine andern Kinder in Pflege. Die Kinder da draußen stören nicht weiter, die spielen den ganzen Tag in der Straße umher. Geben Sie mir nur Ihr Kind; Sie werden schon nichts Besseres finden.“

Esther sagte ihr, sie wollte sich's noch überlegen und morgen die Antwort bringen. Sie mußte viele Omnibusse nehmen, um wieder nach Hause zu gelangen, und als sie die Hausthür öffnete, war es schon ganz dunkel. Bis an die Thür hörte sie das Geschrei ihres Kindes; sie eilte die Treppe hinauf und rief: „Was fehlt ihm?“

„Na, sind Sie endlich wieder da?“ sagte Mrs. Jones, „Sie sind schrecklich lange fortgeblieben. Das arme Würmchen ist so hungrig. Es schreit wohl schon seit einer Stunde. Wenn ich 'ne Flasche gehabt hätte, hätte ich ihm ein bißchen Milch gegeben.“

„Hungrig ist er? O, mein Liebling; nun soll er aber sofort etwas bekommen. Es ist wohl bald das letzte Mal, daß ich ihm etwas geben kann.“ Und während sie dem Kind zu trinken gab, erzählte Esther Mrs. Jones die Geschichte von Mrs. Spires und fragte sie um ihren Rat.

„Da Sie das Kind doch schon in Pflege geben müssen, können Sie es dort ebenfugut hingeben, wie anderswo, mein' ich; die Frau wird schon ganz gut für ihn sorgen, wenn sie es vielleicht auch nur des Geldes wegen thut.“

„Ja, ja, ich weiß; aber ich habe so oft schon gehört, daß Pflegekinder leicht sterben; wenn meines sterben sollte — das könnte ich mir niemals vergeben.“

Bald darauf ging Esther zu Bett, aber sie konnte nicht schlafen. Sie hielt ihr Baby fest in den Armen, und die grimmigste Verzweiflung erwachte in ihrem Herzen, als sie an die Trennung von ihm dachte. Was hatte sie verbrochen, daß sie sich von ihrem Kinde trennen mußte? Was hatte das arme, unschuldige Würmchen verbrochen, daß es von seiner Mutter getrennt werden mußte? Witten in der Nacht erhob sie sich von ihrem Lager und zündete das Licht an. Sie betrachtete den Kleinen, nahm ihn in ihre Arme und presste ihn so fest an sich, daß er erwachte und zu weinen begann. In diesem Moment überkam sie der Gedanke, daß es fast süßer sein würde, ihn mit ihren eignen Händen umzubringen, als ihn von sich fortzugeben. Wenn er nun vernachlässigt würde und dahinfiehte? Der Gedanke machte sie fast toll. Zum Glück schlief sie darüber ein. Als sie erwachte, schien die Sonne hell und freundlich. Die schwarzen Gedanken der Nacht waren mit ihr verschwunden, und die Fahrt nach Wandsworth amüsierte sie heute sogar. Ihr Baby lachte und krächte und wurde von allen im Omnibus bewundert. Und selbst die kleine Sadgasse, in

welcher Mrs. Spires wohnte, gefiel ihr heute besser als gestern. Ein hochbeladener Heuwagen stand da und wurde vor den Ställen abgeladen. Dadurch bekam die Straße gewissermaßen einen ländlichen Anstrich. Auch Mrs. Spires sah heute sauberer aus, sie mißfiel Esther nicht so sehr wie gestern. Sie hatte ein hübsches Bettchen für das Baby bereit, und er lag so mollig und behaglich darin, daß Esthers Schmerz bei der Trennung bei weitem nicht so heftig war, wie sie vorher gefürchtet hatte. Warum auch traurig sein? In wenigen Wochen würde sie ihn ja wiedersehen und würde dann um so viel reicher sein als jetzt!

Mehr als ein Duzendmal wohl rechnete sie wieder und wieder nach, wieviel sie in drei Wochen schon besitzen würde. Der Gedanke, so viel Geld in so kurzer Zeit zu verdienen, war wunderbar beruhigend. Vielleicht, daß es nun mit ihrem Mißgeschick vorüber war, und daß das Glück sie aufsuchen wollte. Sie war so vertieft in diese heiteren Gedanken, daß sie fast die Haltestelle an Charing Cross verpaßt hätte, und hätte der Kondukteur nicht daran gedacht, so wäre sie bis Gott weiß, wohin gefahren. Sie bestieg hier einen zweiten Omnibus, der sie bis Oxford Street brachte. Hier stieg sie aus und ging den Rest des Weges zu Fuß. Sie wollte nicht unnütz Geld ausgeben. Mrs. Jones war mit ihrem Bericht sehr zufrieden, half ihr ihren kleinen Koffer packen, ihn auf die Droschke aufladen und gab ihr tausend gute Wünsche mit auf den Weg. Esthers ganze Gedanken drehten sich jetzt um die herrliche Aussicht vor ihr. Wie würde wohl das Haus aussehen, in welches sie jetzt kam? Würde es so groß sein wie Woodview?

Esther klingelte, und ein Hausmädchen in sauberem, schwarzem Kleide mit weißer Haube und Kragen öffnete ihr. Schon in der Entree hingen die Wände voll Bilder. Eine Thür rechter Hand öffnete sich, und Mrs. Rivers kam aus dem Salon heraus.

„Ah, da sind Sie!“ sagte sie, „ich habe schon sehr gewartet; mein Baby ist gar nicht wohl. Kommen Sie nur gleich mit nach der Kinderstube. Wie heißen Sie?“

„Waters.“

„Emily, sehen Sie zu, daß der Koffer der Waters so gleich in ihr Zimmer hinaufgebracht wird.“

„Zu wohl, gnädige Frau.“

„Nun kommen Sie nur gleich mit, Waters, hoffentlich werden Sie mehr Erfolg haben, als die andern.“

Ein großer, schöner Mann stand an der Thür eines Zimmers, welches, wie Esther sah, mit allerhand Kostbarkeiten angefüllt war, und als sie an ihm vorbeikamen, sagte Mrs. Rivers:

„Das ist unsere neue Amme, mein Lieber.“ Sie schritten eine Treppe hinauf, und hier sah Esther ein Schlafzimmer mit mattfarbenen, seidnen Vorhängen, schönen Möbeln und kostbaren Porzellanstücken. Dann kam noch eine Treppe, und schon auf dieser hörte man das leise Klagegeschrei eines kleinen Kindes. Mrs. Rivers öffnete die Thür und führte die Amme in das Kinderzimmer.

„Mein armes, kleines Baby,“ sagte sie, „es hört nie auf zu weinen; nehmen Sie es, Waters, nehmen Sie es schnell.“

Esther nahm das Kind, setzte sich und legte es an; es hörte sofort auf zu weinen.

„Sie scheinen ihm zu gefallen,“ sagte die besorgte Mutter.

„Ja, es scheint so,“ sagte Esther, „aber was für ein kleines Dingchen ist es doch; nicht halb so groß wie mein Junge.“

„Ich hoffe, Ihre Milch wird für das Kind gut passen; die andre Nahrung hat es stets wieder von sich gegeben, dies ist unser letzter Versuch.“

„Oh, es wird sich wohl bald erholen, gnädige Frau; Sie selbst waren wohl nicht kräftig genug, um es zu nähren? Und doch sehen Sie so gesund aus.“

„Ich? Oh, wie konnte ich daran denken, ein Kind zu nähren?“

Nach diesen Worten blickte Mrs. Rivers Esther ein wenig mißtrauisch an und sagte:

„Ich hoffe, daß Sie genügend Nahrung haben werden.“

„O ja, gnädige Frau, im Hospital...“

„Am neun Uhr wird Ihr Abendbrot fertig sein. Aber vielleicht ist Ihnen das noch zu lange zu warten. Man soll Ihnen inzwischen ein paar Butterbrote bringen und ein Glas Porter. Oder wollen Sie lieber bis zum Abendbrot warten? Sie können es auch schon um acht Uhr haben, wenn Sie wollen!“

Either aß ein Butterbrot und trank ein Glas Porter, welches Mrs. Rivers ihr selbst einbrachte. Und später am Abend stieg Mrs. Rivers persönlich in die Küche hinab, um nachzusehen, daß Either auch ein gutes Abendbrot bekäme, und noch nicht zufrieden mit dem reichlichen Mahl, welches man der Amme ihres Kindes vorgesetzt hatte, gab sie der Köchin noch den strikten Befehl, in Zukunft das Fleisch für die Amme nicht zu sehr durchzubraten.

Von nun an wollte es Either scheinen, als äße und tränke sie den ganzen Tag. Zweifellos war die gute Nahrung ihr sehr nötig nach allem, was sie durchgemacht hatte, und nichts weniger als unangenehm. Bald fühlte sie, wie ihr Blut rascher und kräftiger in ihren Adern zu pulsieren begann, und gar leicht hätte sie in diesen fleischlichen Genüssen ganz aufgehen können. Aber ihre tiefste moralische Natur empörte sich dagegen. Es schien ihr das nicht natürlich, daß sie in einem fort aß und trank und immer das Beste von allem, was es gab. Und das ungelehrte Gehirn dieses Dienstmädchens begann nun zu arbeiten und im Dunkeln herumzutasten. Ihre Selbstachtung wurde hier verletzt. Ihre Stellung in diesem Hause war ihr verhasst, und der einzige Trost, den sie sich selber zusprechen konnte, war der Gedanke, daß sie für ihr Kind Geld verdiene. Man ließ sie auch niemals allein ausgehen, und ihre Spaziergänge dauerten nie länger, als für ihre Gesundheit gerade nötig war. So waren vierzehn Tage vergangen, und eines Nachmittags, nachdem sie das Baby zu Bett gebracht hatte, sagte sie zu Mrs. Rivers:

„Ich möchte bitten, gnädige Frau, mich auf ein paar Stunden fortgehen zu lassen; Baby wird schlafen, bis ich wiederkomme; ich bin recht besorgt um mein Kind.“

„Aber, Amme, was fällt Ihnen denn ein? Davon kann gar keine Rede sein, wie könnte ich Ihnen das erlauben? Sie können ja an die Frau schreiben und fragen, wie es dem Kinde geht, wenn Sie wollen.“

„Ich kann nicht schreiben, gnädige Frau.“

„Dann wird jemand anders für Sie schreiben; aber Ihrem Kinde geht es sicherlich ganz gut.“

„Aber, gnädige Frau, Sie sind doch auch besorgt um Ihr Kind. Zwanzigmal des Tages kommen Sie in die Kinderstube herauf, um nachzusehen. Warum soll ich denn nicht auch um mein Kind besorgt sein?“

„Aber, Amme! Ich habe niemand, den ich mit Ihnen schicken könnte!“

„Ich brauche gar keine Begleitung, gnädige Frau; warum kann ich denn nicht allein gehen?“

„Was? Allein? Nach — wie sagten Sie doch, wo Sie Ihr Kind gelassen hatten? In Wandsworth? Dahin wollen Sie allein gehen? Oh, davon kann keine Rede sein! Ich will nicht streng zu Ihnen sein, auch nicht hart, aber das — nein, keine Mutter würde Ihnen das erlauben. Ich muß doch das Interesse meines Kindes im Auge behalten; aber Sie sollen sich nicht unnützlich aufregen, und da Sie sagen, daß Sie besorgt sind, werde ich selbst an die Frau schreiben, bei der Ihr Kind in Pflege ist, und sie fragen, wie's ihm geht. Mehr aber kann ich beim besten Willen nicht thun, damit müssen Sie zufrieden sein.“

Either setzte sich vor dem Feuer in der Kinderstube nieder und dachte nach. Welche Macht, welches Gesetz konnte es bestimmen, daß sie von ihrem Kinde getrennt würde? Sie hatte es satt, Mrs. Rivers immerfort von ihrem Kinde und ihrem Kinde sprechen zu hören und zu sehen, wie sie die Nase rümpfte, wenn Either von ihrem eignen schönen Zungen redete. Als Mrs. Rivers sie engagiert hatte, hatte sie gesagt, das Kind solle alle drei Wochen ihr gebracht werden, damit sie sich überzeugen, daß es ihm gut ginge, weil schon zwei gestorben seien. Damals hatte Either nicht weiter auf diese Worte geachtet; sie hatte sie sogar mißverstanden und geglaubt, daß Mrs. Rivers schon zwei Kinder verloren habe. Gestern aber hatte das Hausmädchen ihr erzählt, daß das kleine Ding in der Wiege da vor ihr schon zwei Ammen gehabt habe, die nicht für sie taugten und deren Kinder beide gestorben waren.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte freisinnige.

(Sitzung der Berliner Stadtverordneten im schwarz-weiß-roten Hause vom 18. März 1911. Auf der Tagesordnung steht: 1. Antrag des Magistrats betr. Ernennung des Herrn v. Kröcher zum Ehrenbürger von Berlin. 2. Vorlage betr. Errichtung eines Denkmals des Freiherren v. Stumm auf dem ehemaligen Kirchhof der Märzgefallenen.)

Präcis fünf Uhr ziehen die Stadtverordneten unter Vorantritt des Unteroffiziers der Reserve, Inhaber des bleibernen Kreuzes für Tapferkeit vor dem inneren Feinde und Oberbürgermeister Fischbed mit durchgedrückten Knien in den mit Gipsabgüssen der Siegesallee feierlich geschmückten Saal; sie singen die Nationalhymne. Dann marschieren sie an dem huldvoll lächelnden, im Glanze seiner goldgelben Uniform strahlenden Unteroffizier-Oberbürgermeister vorbei. Pflöcklich runzelt dieser so heftig die Stirn, daß das Haar aus der Bandage von Del und Pomade sich löst und der Scheitel in entsetzliche Verwirrung gerät.

Fischbed: Sie da, Sie „Genosse“ (Heiterkeit bei den Marschierenden), können Sie Ihre Knochen nicht zusammenehmen? Alt genug sind Sie doch dazu. Wir sind hier Freisinnige (Bravo!) und dulden jene Schlappheit nicht. Na, wird's bald. Soll ich Ihnen Weine machen?“

Langerhans (der außerhalb der Front tief gebeugt und lachend hereintaumelt): „Entschuldigen Sie gütigst, Herr Unteroffizier. Ich kann nicht. Ich bin nämlich von der Straßenbahn überfahren. (Stürmische Unruhe. Rufe: Psui, Gemeinheit, Umstürzler!) Bei meinem Alter —“

Fischbed (wütend): „Sie sind also von der Straßenbahn überfahren! Was wollen Sie damit sagen? Sie greifen offenbar ein städtisches Institut verleumderisch an, auf das wir alle stolz sind. Wie sollen wir die städtische Verwaltung, diese edel freisinnige Musterverwaltung in Ordnung halten, wenn auf diese Weise die Disziplin untergraben wird. Wir lassen gewiß jede weitestgehende Kritik zu, dafür sind wir liberal, aber sie muß wahr, maßvoll und getragen sein von der Liebe zu unsrem herrlichen Gemeinwesen. Sie, oder Zapergreis, aber wollen nur agitieren, Sie wollen heizen; das sind noch die traurigen Nachwirkungen Ihres Unangeses mit dem roten Bräderli, die wir nun glücklicherweise hinausgeworfen haben, nachdem wir das Wahlrecht auf die Einkünfte über 10 000 M. beschränkt haben, wo überhaupt erst jene allseitige Unabhängigkeit möglich wird, welche das Rückgrat gemäß den ewigen Grundsätzen des Liberalismus steift. . .“

Langerhans (weinend): „Verzeihen Sie. . .“

Fischbed: „Sie reden noch? Sie erdreisten sich? Hier rede ich. Hier bin ich Herr im Hause. Das wäre ja ein netter Freisinn, wenn wir uns von jeder Minderheit terrorisieren lassen würden. Ich bleibe dabei: Sie haben in frecher Weise ein von Seiner Exzellenz dem Grafen Mide musterhaft geleitetes Verlehrsinsitut, das in den freundschaftlichsten Beziehungen zur Stadt steht, schmählich beleidigt. (Händeklatschen.) Wenn Sie nicht sofort widerrufen, sehe ich mich genötigt, Sie für ein Jahr von unsren Sitzungen auszuschließen. (Städt. Mommsen klatscht in die Hände.)

Langerhans (auf die Knie sinkend): „Sie haben recht: Ich war es, der die Straßenbahn überrennen wollte. Mir ist nur mein verdientes Schicksal geworden. Die Straßenbahn hat lediglich ihre Pflicht gethan, als sie mich überfuhr.“

Fischbed (milde): „Na, wir verzeihen Ihnen noch einmal, aber werden Sie ja nicht rückfällig. Marsch, marsch — gehen! (Die Stadtverordneten nehmen die Plätze ein.) Sie, Lebyleben, gehen Sie mal hinaus auf die Tribünen und sehen Sie zu, ob auch die Deffentlichkeit, die unentwegte Grundlage des freisinnigen Programms, hergesteilt ist. Gibt Meyer vom „Lokal-Anzeiger“ oben?“ (Lebyleben verschwindet und kehrt nach einer Weile wieder zurück.)

Lebyleben: „Zu Befehl. Die Deffentlichkeit ist da. Meyer sitzt oben.“

Fischbed: „Niemand sonst?“

Lebyleben: „Niemand.“

Fischbed: „Auch nicht unter den Bänken versteckt?“

Lebyleben: „Zu Befehl, nirgends.“

Fischbed: „Dann muß Meyer simulieren. Der Mann ist garantiert blind, vereidigt taub, notariell stumm, er leidet an gerichtlich festgestellter chronischer Schlassucht. Trotzdem hat sich das empörende Ereignis begeben, daß aus unsrer letzten Sitzung etwas in die Presse gekommen ist. Wie war das möglich?“

Lebyleben: „Zu Befehl! Verzeihen Sie! Es war möglich. Langerhans ist befreundet mit nem Zeitungschmierer.“

Fischbed: „Lan—ger—hans?“

Langerhans: „Ich bitte um Entschuldigung. Ich habe dem Mann bloß gesagt, daß die Sitzung um 8 Uhr zu Ende war.“

Fischbed: „Das ist gerade genug! Wenn Sie über so etwas durchaus sprechen müssen, so teilen Sie das Gefälligt auf dem Instanzenwege Ihrem Vorgesetzten mit. Man niht nicht dem uns allen heiligen Princip der Deffentlichkeit, wenn man das Recht auf so unqualifizierbare Weise mißbraucht.“

Langerhans: „Zu Befehl!“

Fischbed: „Am los mit der Tagesordnung. Aber ich bitte mir aus, Kerls, in fünf Minuten muß der Rummel fertig sein. Sequasselt wird jetzt nicht mehr. Die Zeiten des „Genossen“ Stadt—hagen (die Versammlung wiehert minutenlang: Ach, Arthur! —) sind vorüber. Hat wer was dazu zu sagen, daß unser verehrter Reichskanzler v. Kröcher Ehrenbürger von Berlin wird? Der Mann

hat sich um der Freisinn verdient gemacht. Wir haben (schwärmerisch) unübergeklärte Impressionsstunden bei ihm erlebt. Durch ihn sind wir so stark geworden. Ihm verdanken wir, daß wir die Socialdemokratensteuer statt der Grundsteuer eingeführt haben.

Mommsen: Wir stehen alle zusammen auf dem Standpunkt: Kröcher hat's verdient. (Bravo.)

Langerhans (zitternd): Ich möchte doch zu bedenken geben, ob wir einen Junfer — — (Wilde Rufe: Schluß! Schluß! Haas! Meschugge!)

Fischbeck: Ich konstatiere, daß es ein Mitglied dieses hohen Hauses giebt, das sich freisinnig nennt und nicht einmal die freie Gefinnung hat, einem Junfer die gebührende Ehrung zu teil werden zu lassen. Ist das freisinnig? Ist das tolerant? (Mit Pathos): Ist das human? (Leidenchaftlich): Ist das patriotisch? (Rufe: Nein, nein. Kröcher hoch!) Keis, ich glaube in Eurem Sinne zu handeln, wenn ich einfach unsern Antrag für angenommen erkläre. (Lebhaftes Bravo!) Herr v. Kröcher ist einstimmig zum Ehrenbürger ernannt worden. (Ruf: Einstimmig?) Na, Langerhans, äußern Sie sich mai zu diesem Zwischenruf? Wollen Sie sich renitent benehmen, sich gegen militärische Vorgesetzte auflehnen? Darauf steht Jugthaus!

Langerhans: Aengstigen Sie mich alten Mann nicht! Ich bin einverstanden.

Fischbeck: Abgemacht! Nun zum Denkmal für Stumm! Ich habe gehört, daß man gegen den Plan aufgemuckt hat, weil er zu teuer sei. Ich kann diese Kröcher (Heiterkeit) beruhigen. Wir haben im Vorjahre die Knochen nach Amerika zu sehr annehmbaren Preisen verkauft, so daß wir die Asphaltierung dieses ehemaligen Kirchhofes des Umsturzes dabon decken konnten. Außerdem haben wir einen Teil an den Staatsfiskus verkauft, der dort ein Mausoleum für verdienstvolle Soldatenerzieher — wie den Generalfeldmarschall Breidenbach — errichten will. So bleibt uns nur noch die Aufbringung von zehn Millionen, dafür erhalten wir nun aber auch ein aus prima Nickelstahl hochsein gearbeitetes Denkmal, das gerade dem Arbeiterviertel zur Zierde gereichen wird. Wir wollen uns freisinnigen nicht vorwerfen lassen, daß wir für die Arbeiter kein Herz haben und für die künstlerische Ausstattung der Gegend, wo sie wohnen, nichts thun. Da sich kein Widerspruch erhebt, nehme ich an —!

Langerhans (laut): „Ich bitt' uns Wort!“
Fischbeck (warnend): „An-ger-hans!“

Langerhans: Meine Herren, entschuldigen Sie — aber ich kann nicht anders. Ich finde es nicht schön (Unruhe), ja ich finde es pietätlos (Schluß!), wie Sie an den armen Märzgefallenen gehandelt haben. (Haas!) Ihre Gebeine haben Sie nach Amerika verschickert (Sehr richtig!), die Grabhügel haben Sie dem Erdboden gleich gemacht (Ruf: Wir schreiten eben vorwärts!) und dann haben Sie die Revolution, um sie ganz zu ersäen, asphaltiert. (Mommsen ruft: Wir leben im Zeitalter des Verkehrs!) Ja, da haben Sie recht, aber man hätte doch gerade diesen stillen (Uhu! uhu!) Platz schönen und erhalten sollen. Es waren, ich bitte um Entschuldigung, schöne, ja erhabene Tage, als wir jugendberauscht in den Märzstürmen des Jahres 1848 für die Freiheit — —

Fischbeck (schreiend): Langerhans, nun aber genug! Sie verletzen unsre heiligsten Gefühle. Sie wagen es, in dieser Versammlung freier, aber lothaler Bürger mit Worten der Auerkennung an jene Tage wahnwitziger Verirrung zu erinnern, da Berliner Bürger die Hand gegen das geheiligte Haupt ihres Königs erhoben, da sie gegen die Obrigkeit sich frech auflehnten und die Grundlagen unsrer Kultur von Ordnung, Religion und Sitte antasteten. Sie wagen es (heifer) für diese Mordbuben zu sprechen, die — (Aus der immer unruhiger gewordenen Versammlung ertönt plötzlich der Ruf: Haut ihm! Im Nu stürzen sich sämtliche Stadtverordnete auf Langerhans und schlagen auf ihn ein, bis er zusammenbricht.)

Fischbeck (würdevoll): Meine Herren! Wir haben soeben einen Markstein in der Geschichte des Freisinn gesetzt. Der letzte Mensch, der dadurch der Reaktion Vorhub leistete, daß er mit dem Umsturz fraternisierte, ist durch unsre gerechte patriotische Aufwallung erledigt worden! —

Joc.

Berliner Kunstsalons.

Wie bei uns in Berlin, giebt es auch in München eine Künstler-Vereinigung, die die Erhaltung des Alten, Bestehenden sich zur Aufgabe macht. Weist heißt das bei uns soviel wie unkünstlerische Handhabung des Malhandwerks. Es mögen gute Menschen sein. Künstler sind sie nicht. Sie ruhen auf den Lorbeeren vergangener Generationen aus, schlachten deren Methode aus und verfluchen die Ideen so andauernd, bis sie banal und nichtsagend werden. Diese nachahmenden Talente brauchen übrigens gar nicht einer besonderen Vereinigung anzugehören, sie existieren überall. Nur sind sie bei uns im Verein Berliner Künstler besonders zahlreich und überwiegend vertreten.

Die Duitpoldgruppe in München, die bei Schulte ausstellt, steht doch noch ein bißchen höher. Doch im ganzen ist eigentlich immer noch Biedellosigkeit ihre Devise. Um was, für was arbeiten sie? Stellen sie sich technisch Probleme? Ringen sie inhaltlich mit dem Stoff?

Wozu die Namen nennen, Fische, Schäfer, Geffen, Marx u. a.? Was bedeuten sie uns? Sie können vielleicht im Gros mitmarschieren,

aber geben sie uns mehr als Augenblickskunst, nötigen sie uns ehrliche Achtung ab? Wohl muß es überall Handwerker geben, besser gesagt: Handlanger. Aber das wollen diese hier nicht zugeben. Sie wollen mehr geben, mehr sein. Das können sie nicht. Und nirgends deprimiert dieses Gefühl so, als in der Kunst, wo die Berechtigung hart erkämpft sein will, und mit dem guten Willen und mit dem geschickten Mitlaufen nichts gethan ist.

Will man einen Unterschied machen unter den Ausstellern, so scheinen die Landschaften von H. Böckler innerlich gefühlt zu sein, das Winterstück von Kästner ist ehrlich und gerade gesehen, Franz H. Ochs dekorative Landschaft ist einheitlich und geschickt und Ubbes-Lohde giebt ein Stück Erde, das des großen Zuges nicht entbehrt.

Was sonst noch bei Schulte hängt, ist nicht viel zu rühnen. Steppes nimmt sich die Alten zum Vorbild und malt Landschaften, wie sie die Künstler sehen, die vor einigen Jahrhunderten lebten. Viel mehr als Kunststerei kommt dabei nicht heraus. Loges baut nach Vorbildern, die man nur zu schnell ohnt, Naturstudien zusammen; und Osthoff macht sich die Sache sehr leicht. Seine Landschaften sind nicht empfunden, nicht gesehen. Es ist Schablone.

Werkwürdig, wie solch ein Salon, der so viel Minderwertiges bringt und seine Existenzberechtigung zum größten Teil darin erweist, daß er als gesellschaftlicher Rendezvousplatz sich bewährt, selbst das Gute herabdrückt. Oder ist es wirklich so, daß Emma Kleinen, Raffaele, Mühschte? Er erscheint in der Straße sind manchmal direkt langweilig im Str. und trübsal der Charakteristik. Hübsch bleibt nur seine lebhaft prä. Manier, wie er eine Landschaft phantasienvoll leicht hinsetzt, und das Gewirr der dünnen, gelben Herbstblätter in Mannigfaltigkeit vibrieren läßt. Er ist mehr Zeichner als Maler. Die Linie herrscht bei ihm vor. Als tüchtiger Künstler erweist er sich in seinen französisch-lebendigen Straßenscenen, die im Grunde doch etwas verwaschen bleiben, und in einem Seinebild: ein Dampfer auf dem Wasser, der von der Sonne beschienen ist, zu beiden Seiten die zart ergründenden Ufer. Das beste ist ein Strandbild mit weitem Horizont; das bunte Gewimmel der Menschen in dieser freien Seeluft ist geschmackvoll farbig wiedergegeben, nervöse Lebendigkeit der großen Ruhe der Natur gegenüber, in jener unendlichen Weite, vor dem wir beim Anblick des Meeres eine Ahnung bekommen.

Hans am Ende, einer der Worpstedter Maler, stellt bei Keller u. Meiner aus. Seine Kunst bedarf nicht der Coulissen und der Drapierung, wie sie seit einiger Zeit bei Keller u. Meiner Mode sind. In diesem Kunstsalon wurde der Grundfatz, daß alles im Zusammenhang eines Größeren, Ganzen wirken müsse, dahin verstanden, daß für jeden Künstler, der ausstellte, schnell ein Milieu geschaffen wurde, das seinem Wesen entsprechen sollte. Natürlich waren die stimmungsvollen Arrangements, die hier gegeben wurden, meist recht äußerliche Theaterkunst und der vornehme, einfache Lichtsaal wurde zu einem Raum, der ins Panoptikum gehörte. Bei Hans am Ende verbaten sich die Gemälde diese Mißhandlung. Sie hängen an der Wand, einfach, anspruchslos.

Die Kunst Hans am Endes geht von dem Impressionismus aus. Oder richtiger gesagt: diese Kunst ersticht sich immer wieder an dem zufälligen Einzelfall der Natur. Dies beweisen seine kleineren Studien. Ein Weg, der zum Hügel hinaufführt. Ein Stück Feld, auf dem ein Arbeiter beschäftigt ist. Es sind Skizzen. Vorbereitungen. Notizen.

Denn dies ist das Wichtige bei diesen Malern. Sie bleiben nicht bei dem Zufall stehen. Sie wollen gestalten. Sie wollen die Natur so lange anschauen, bis sie ihnen in jedem Einzelfall einen Sinn enthüllt. Diesen umkleiden sie dann, indem sie ihn festzuhalten trachten, mit all dem Wichtigen und Charakteristischen, das in tagelangem Betrachten bleibt. So führen sie hinweg von dem Einzelfall und leiten hin zu dem Bleibenden.

Diese Kunst, tiefer zu sehen, haben diese Maler von einem Größeren gelernt, von Böcklin. Nicht nur das äußerliche Bevorzugen eines Baumes, den auch Böcklin auffällig liebte, die Birke, führt darauf. Man braucht nur ein Bild wie den „Frühling“ anzusehen, oder die „Waldquelle“. Solche Wiesen sah Böcklin. Und so ließ Böcklin auf den Stämmen der Bäume tief im Innern des Waldes märchenhaft das hereinfallende Licht der Sonne spielen. Auch diese Farben, diese kräftigen, überlegten, gewählten Farben, die der Idee des Geschehens dienen, ohne slavisch bis ins Kleinsten nachahmen zu wollen, sich also verlierend, lehrte sie der Meister.

Sie lassen sich leiten von einem Sinn, den sie in der Landschaft, in der Natur ahnen. Sie geben nicht eine Abstraktion, eine geistliche, heroische Landschaft. Vielmehr sehen sie. Ihr einziges Mittel ist das Sehen. Und sie thun das so lange, bis sich ihnen das Wesen erschleiert. Gerade in dieser Mißung treu-ernsten Strebens und doch selbststrenigen Schaffens verdienen diese tüchtigen Maler ihren eignen Platz.

Man sieht, wohin man kommen kann mit eisernem Fleiß, Ehrlichkeit und Talent. Diesen Malern fiel diese Gabe nicht so leichtlich in den Schoß. Sie haben darum gerungen. Sie haben lange gezwweifelt. Sie wurden unsicher in den Mauern der Stadt. Man lehrte sie dort, was sie nicht nachfühlen konnten. So zogen sie denn hinaus, auf eigne Faust, aufs Land. Sie fanden sich zusammen. Wußten weiter nichts, als daß sie lernen wollten. Und so lernten sie. All das merkt man bei ihnen. Es redet aus ihren Bildern.

Die Freiheit und Größe des räumlichen Sehens (auch etwas, das sie von Böcklin lernten) macht die Bilder, selbst wenn sie im

Umfang klein sind, so groß. Diese Frühlingswiese mit den breiten, grauen Stämmen, zu deren Füßen kleine, gelbe Blumen im Gras blühen. Dieses weite Feld mit der Abendsonne, die schon sank, deren Licht nur noch so dumpf auf den Feldern liegt! Dann ein Weg, ein Feldweg, zwischen Bach und Wald vorbei. Ein düsterer Abend im Moor, ein gespenstisches Waldinneres am Sumpf. Die Quelle, die tief drinnen im Walde entspringt, unter einem mächtigen Stein, — der Wald ist hier so dicht, daß das Licht nur märchenhaft von draußen hereinspielt und die dunklen Stämme gelblich tupft. Ueberall hat der Maler aus einer centralen Empfindung, zu der ihn langes, liebevolles Anschauen hinführte, geschaffen. Am Schlusse steht da vor uns ein umfangliches Bild: „Herbstpracht“, auf dem die ganze Farbenpracht jener Uebergangszeit, wo die hellen Farben sich wandeln in Gelb, Rot, Braun, lebt. Dies ist die Natur, die des Menschen nicht bedarf. Es ist feiertäglich belauschtes Sein. Zu dem der Mensch kommt, um sich zu erholen, sich rein zu baden. Die ihn tröstet. Darum fehlt auch ganz der Mensch auf diesen Bildern. Auf diesem Feld erntet kein Mensch. Niemand schreitet durch diesen Wald. Diese Mühle, die auf einem andern Bilde da so ruhig-bunt in der Abendpracht steht, sieht niemand an. Wir sind hier allein. Nicht Mensch und Natur im Zusammenleben, wie es die Impressionisten geben. Nicht Land- und Wasser, mit Sagen gestalten, wie es Böcklin bevorzugte. Sondern ein Wesen, ein Wesen. Nicht mehr wie das erste. Noch nicht so wie das zweite. Eine Auffassung und Wiedergabe der Natur, die sich leise hinbewegt zu Böcklin. Darum ist diese Natur noch einsam, still, unbevölkert.

Es fällt auf, wie sehr Hans am Ende wie alle Worswiederer Maler — den Himmel mit in das Bild hineinbezieht. Dieser Himmel, der breit und wichtig über der weiten Ebene liegt. Er beansprucht viel Raum für sich. Seine Bläue wölbt sich über den Wiesen. Und immer wieder studiert dieser Maler das wechselvolle Spiel und die Gebilde der Wolken, am Sommermorgen, am schwülen Mittag, am träumenden Nachmittag, am stillen Abend, immer im verschiedenen Licht des Tages. Dadurch werden diese Bilder so frei, groß und natürlich.

Diese Maler geben ein Stück Seele. Ihre Werke sind Bekenntnisse. Sie täuschen nicht ein größeres Wollen vor. Sie sehen ein Ziel, dem sie nachstreben. Dieses Ziel ist: im Bilde das zu geben, was vor unsrer Seele steht, wenn wir allein vor dieser Natur stehen, wenn wir uns nach ihr sehnen. Sie entfernen alles Zubiel, alles Störende des Zufalls und geben den Kern. Durch diese säuberliche Reinigung ist jedes Bild ein Centrum, von dem die Strahlen nach allen Richtungen ausgehen. Es ist viel Fleiß, Selbstzucht und Kraft in dieser Art, die Sehen und Empfinden so gut zu einem weiß. Und eine seltene Zartheit, die auch das innere Leben, die Seele der Dinge empfinden und geben möchte.

Damit kommen wir zu dem letzten, das wir hier beobachten können. Diese Bilder, deren verwirrende Farbigeit abgedämpft ist, ohne verflacht zu werden, wirken sehr dekorativ, einheitlich im Gesamteindruck, beinahe monumental. Sie strömen Ruhe aus. Sie vertiefen und beleben vornehm den Raum. Niemals drängt sich der Künstler in Neugierigkeiten auf. Wo er aber etwas sagen will, sagt er es kräftig und unzweideutig, und alles Unklare muß warten und verstummen, bis es ausreißt und klar wird. Diese dekorative Wirkung ist nicht Folge eines vorgefaßten Programms oder Ausfluß einer Mode, sondern Produkt einfach ehrlichen Wollens, das nicht täuschen möchte, sondern klar sein, klar reden möchte. Das Weiß der Birkenstämme, das sanft leuchtende Grün der Wiesenflächen, das Blau des Himmels, das Grau der Wolken — es sind feste und breite Farbentöne, die im Auge haften bleiben und nach denen man sich, wenn man schon gehen will, gern noch einmal umsieht, da sie so ruhig und sicher wirken. Dann fällt auch noch der Blick auf die „Alte am Spinnrad“, die Hans am Ende so natürlich und ungezwungen hinstellt, wie sie eifrig den Faden sucht; ein prachtvolles Gesicht mit tausend Nuzeln, diese alte Bäuerin, die viel hat arbeiten müssen und nun, wo sie alt wird, noch zum Spinnen verwandt wird; sie ist von allerlei buntem Kram umgeben, wie er in der Bauernstube eben da ist. Bauern lieben noch die ungebrochenen, deren Farben. Die Lust auf dem Lande lehrt es sie, die die Dinge unberührt hinstellt und nicht mit Nebelschleiern umgibt und mit Dünsten. —

Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

ss. **Trinkgefäße.** Gestalt, Größe und Material des Trinkgefäßes scheinen einen ganz bestimmten Einfluß auf das Verhalten auszuüben, mit dem man ein Getränk zu sich nimmt. Beispielsweise wird kaum jemand Bier aus einer Theetasse oder Thee aus einem Seidel mit Genuß zu sich nehmen. Man könnte nun sagen, daß diese thatfächlich vorhandenen Eigenheiten auf langer Gewohnheit beruhen, die vielleicht teilweise schon in die Vererbung übergegangen ist, aber es ist wohl noch etwas mehr daran, und man könnte darauf kommen, gleichsam eine Physiologie oder Psychologie der Trinkgefäße zu schreiben. Manche Leute behaupten, daß das Bier seine volle Schmachhaftigkeit nur dann zur Wirkung bringen könne, wenn es aus einem silbernen oder allenfalls auch aus einem zinnernen Krug getrunken wird; andre geben wieder dem Thonkrug den Vorzug. Gegen letzteren ist eine weitere Partei wieder durch den Verdacht eingenommen, daß Krüge schwerer zu reinigen sind, oder daß man

wegen ihrer Undurchsichtigkeit die Sauberkeit des Inhaltes nicht zu beaufsichtigen vermöge. Das Verhältnis alkoholischer Getränke zum Metall von Gefäßen sollte vielleicht genauer untersucht werden. Es spielen außerordentlich viele Gewohnheiten bei der Wahl eines Trinkgefäßes mit. Eine der am meisten beachtenswerten ist die Rücksicht auf die größere oder geringere Dicke der Gefäßwände. Die Lippen haben ein ungewöhnliches Feingefühl, worauf man ja schon aus der Psychologie des Stiffes schließen kann, und deswegen haben viele Leute eine Abneigung gegen dickwandige Trinkgefäße, indem sie erklären, daß ein guter Wein nur aus dünnen Gläsern richtig genossen werden kann. Außerdem könnte man vielleicht noch daran denken, daß der Geschmack feiner ist, wenn der Mund möglichst geschlossen ist. Ein Kenner „trinkt“ überhaupt nicht, wenn er etwas Außerordentliches vor sich hat, sondern er „schlüpf“, und das Schlürfen würde nicht möglich sein, wenn die Act des Trinkgefäßes ein ziemlich weites Oeffnen des Mundes verlangte. Auch die Gestalt des Trinkglases thut manches dazu, seinen Inhalt mehr oder weniger verlockend zu machen. Die Formen sind hier unendlich mannigfaltige. Ein berechtigtes Vorurteil besteht bei Weinkennern gegen die farbigen Gläser, weil sie die schöne Farbe des Weines selbst verdecken, und an sich nicht so gefällig aussehen, wie ein klares Glas. Uebrigens kann die obige Aeußerung, daß man nicht nur eine Psychologie, sondern auch eine Physiologie des Trinkglases schreiben könnte, noch besonders gerechtfertigt werden. Es ist eine sichere und jedem aufmerksamen Beobachter auch bekannte Thatsache, daß schon das Aussehen einer Speise oder eines Getränkes eine gewisse physiologische Wirkung hat, die in einer Erregung nicht nur der Speicheldrüsen, sondern auch der Magensaftdrüsen besteht. Die Medensart, daß einem der Mund nach etwas wässert, ist durchaus höchstbäblich aufzufassen, und mit Rücksicht darauf könnte man in der That von einem physiologischen Einfluß des Trinkgefäßes sprechen. —

Humoristisches.

— Entschuldigung. „Hab' die Ehre, Herr Zid!“
 „Zid ist mein Name!“
 „Entschuldigen Sie vielmals! Wir haben uns so lange nicht mehr gesehen, daß ich das „r“ ganz vergessen hatte!“ —
 — Kleiner Irrtum. Fremder: „... Also eine Trinkerheilanstalt ist dies hier?! Ich dacht's mir gleich, wie ich den dicken Herrn mit der roten Nase da am Fenster stehen sah!“
 Hausmann: „Erlauben Sie, das ist aber unser Herr Direktor!“ —
 — Schnell geholfen. „Als meine Frau ein paar Tage nach der Hochzeit bemerkte, daß ich schnupfte, fiel sie in Ohnmacht!“
 „Und was thaten Sie?“
 „Eine Prif' Tabak hab' ich ihr in die Nase geschoben — da war sie gleich wieder lebendig!“ —

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— „Nacht“, ein sociales Drama in vier Akten von F. Wiegand, wird heute nachmittags 3 Uhr im Neuen Theater von der Neuen freien Volksbühne erstmalig aufgeführt und am 1., 3., 4. und 10. April wiederholt werden. —
 — Georg Hirschfelds neues dreiaktiges Schauspiel „Nebeneinander“ fand bei der Erstaufführung im Münchener Residenz-Theater eine getheilte Aufnahme. —
 — „Die Vergmannsbraut“, eine Oper von F. Schuchardt, hatte bei der Erstaufführung in Gotha Erfolg. —
 — Das dreiaktige Lustspiel „Die große Null“ von Karl Richter wird noch in dieser Spielzeit im Berliner Theater erstmalig in Scene gehen. —
 — Zu dem vom Berliner Erläbris-Verein veranstalteten Wettbewerb sind 133 Entwürfe eingelaufen; gefordert waren künstlerische Erläbris für Volksbibliotheken. Zwei Entwürfe wurden mit Preisen, 24 andre mit einer lobenden Erwähnung bedacht. Der Verein ist bereit, zunächst die Druckstöcke der beiden ersten, preisgekrönten Erläbris allen Respektanten zur Verfügung zu stellen, und zwar nur gegen Ersatz der Galvanokosten. Sechs weitere Entwürfe hat sich der Verein durch Ankauf gesichert und liefert von diesen Erläbris mit beliebigem Eindruck in künstlerischer zweifarbiger Ausführung zum Selbstkostenpreise. An Volksbibliotheken, die sich ein Erläbris anzuschaffen beabsichtigen, wird ein Sonderabdruck von 20 der besten Entwürfe unentgeltlich abgegeben. Anfragen sind an Georg Starke, Görlitz, Salomonstr. 33, zu richten. —
 c. Eine Ehrung. Andrés. Die anthropologische und geographische Gesellschaft von Stockholm, deren Mitglied Andrés war, hat beschlossen, auf ihre Kosten seine Biographie zu veröffentlichen. Das Buch wird außerdem seine noch nicht im Druck veröffentlichten Werke enthalten sowie eine Beschreibung des Ballons, mit dem Andrés und seine Gefährten umgekommen sind. Die Gesellschaft beabsichtigt außerdem eine Medaille zur Ehrung des unglücklichen Forschers prägen zu lassen. —